



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actien-druckerei in Fulda.

Nr. 46. Sonntag den 15. November 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. — Zwei Häuser. — Aus dem Kalender der Woche. — Der Krieg und die Geislichen. — Das Requiem. — Rosenkranzfest im Feindesland. — Soldatenschicksaal. — Die Unbeteiligten. — Trauer und Trost. — Dankfest. — Modernität.

Wochentalender.

Sonntag, 15. Nov., 24. n. Pfingsten. Oktav von Kirchweih. Gertrud, Jungfrau. Albertus Magnus, Bischof.

Montag, 16. Nov., Leopold, Befenner.

Dienstag, 17. Nov., Gregor, der Wandertäter, Bischof und Befenner.

Mittwoch, 18. Nov., Elisabeth, Witwe.

Donnerstag, 19. Nov., Pontianus, Papst u. Martyrer.

Freitag, 20. Nov., Feliz von Balois, Befenner.

Samstag, 21. Nov., Opferung Mariä.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Das Gleichnis vom Senfkörnlein.

Evangelium Matth. 13, 31-35.

In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte. Dieses ist zwar das kleinste von allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen.“ Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl mengte, bis alles durchäuert war.“ Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zum dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: „Ich will meinen Mund auf tun in Gleichnissen und will ausgesprechen, was vom Anbeginn der Welt verborgen war.“

Zwei Häuser.

In einem Hause in der Lindenstraße zu Fulda kann man folgende sinnreiche Inchrift lesen:

Wir bauen hier so feste,
Und sind doch fremde Gäste.
Doch, wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein.

Gerade in diesen Herbsttagen fällt mir dieses Wort mit aller Wucht auf die Seele. Ich sehe hinauf zu den Bäumen, kahl und schmucklos stehen ihre Zweige. Ich gehe durch den Wald, unter meinen Füßen raschelt das dürre Laub. Ich betrachte die Aecker und Felder, sie sind abgeräumt und leer. In den Niederungen stutet der silberne Nebel und über den grauen Gefilden trachtet der schwarze Rabe. Abends huscht am Waldestande der Uhu und schreit mit seinem schrillen Ruf den nächtlichen Wanderer. Die ganze Natur ist wie eine tausendstimmige Musik über den Text des hl. Geistes: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit!“ (Pred. 1, 2.)

Menschenkind! Meinst du vielleicht festzustehen in diesem reißenden Strome der Vergänglichkeit? Ob du willst oder nicht, es packt dich die Zeit mit ihrem mächtigen Strudel und reißt dich gewaltsam vorwärts. Wir haben hier keine bleibende Stätte, sind nur Gäste, Wanderer und Mieter. Wie die Raupe bei dem Einbruch der Kälte einen stillen verborgenen Ort sucht, um sich einzuspinnen, so suchen wir alle ein Haus, um darin zu rasten und zu wohnen.

Welches ist das erste Haus, das uns aufnimmt am Ende des Lebens? Ach, es ist ein kleines, niedriges, einstöckiges, armeliges, unmöbliertes, dumpfes und schmuckloses; in einem halben Tag baut es der Schreiner aus sechs einfachen Brettern. Vier Männer tragen es mit samt dem Inzassen mit Leichtigkeit durch die Straßen: es ist der Sarg. Das Holz, aus dem seine Bretter gesägt werden, ist schon gewachsen; der Platz, wo er an Stricken herabgelassen wird, ist schon bestimmt. Schau dich um im Kreise deiner Bekannten: Wo ist dein Großvater, dein Lehrer, dein Freund? Manch' einer von ihnen ist gestorben. Wo sind die schmucken Soldaten, die gestern mit trohen Liedern durch die Straßen marschierten? Ihrer Tausende decken als Leichen den Boden im Feindeslande.

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Stunt gehossen,
Morgen in das kühle Grab.

Ja, es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben; ein ewiges unabänderliches Gesetz ohne Ausnahme, ohne Vorrecht. Oder glaubst du, es würde dir allein eine Freikarte ausgestellt? Nein, nein, auch du mußt daran glauben; auch du wirst eingekerkert in das finstere Haus, auch du wirst hinabgesenkt in die kühle Gruft. „Der Mensch ist lauter Eitelkeit, wie ein Schattenbild wandelt er vorüber.“ (Pl. 38.)

Lieber sterblicher Mitbruder, denke an dein Häuschen im Sarge und im Grabe. Der großmächtige Kaiser Karl V. ließ schon zu Lebzeiten seinen Sarg machen und ließ ihn sogar auf seinen Reisen mitführen, damit er über all' dem Glanz seines Thrones, über all' der Pracht seines Palastes, über all' der Größe seines Reiches nicht vergäße das Haus des Todes, die Armut des Sarges, die Nacht des Grabes. Führe dein Totenhäuschen wenigstens im Geiste mit dir herum. Niemals wirst du dann der Sünde fröhnen, niemals in Genüssen schwelgen, niemals Unbequemlichkeiten ausweichen, niemals die Reichen beneiden, die nicht anders im Grabe liegen wie jeder Bettelmann.

Noch ein zweites Haus weiß ich dir, das bestimmt ist als Wohnung für die Seele, jenes Haus, von dem der Prediger des alten Bundes sagt: Der Mensch geht ein in das Haus seiner Ewigkeit. Oder meinst du, daß mit dem Tode alles aus sei? Wenn auch die ganze Welt es dir würde vortpredigen — dein Gewissen deine innerste Ueberzeugung, dein besseres Selbst würde mit Donnerstimme rufen: es gibt ein Jenleits, es gibt eine Ewigkeit. Millionen vor dir haben daran festgehalten, haben darnach gehandelt, haben es bereits erfahren. Wie sprach jener tapferer Makkabäer zu dem gottlosen Antiochus? Du Ruchloser, rief er ihm zu, nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben; aber der König der Ewigkeit wird uns, die wir für sein Gesetz sterben, zum ewigen Leben wieder erwecken. —

Zu einem ungläubigen Herrn wurde einmal ein Ordensmann gerufen, um ihn auf den Tod vorzubereiten. Nachdem dieser zuerst von der Krankheit gesprochen, lenkte er über auf die Seele und die Ewigkeit. „Herr Pater“, erwiderte der Kranke, „schweigen Sie mir von diesen Dingen. Beweisen Sie mir, daß es eine Ewigkeit gibt.“ Statt aller Antwort zog der Pater seine Taschenuhr hervor und sprach: lieber Herr! Sehen Sie hier diese Uhr? Bevor der Zeiger um 6 Stunden vorgerückt ist, werden Sie erfahren, ob es eine Ewigkeit gibt. Sprachs, ergriff seinen Hut und schied sich zum Gehen an. Da war der Sterbende turriert von seinem Zweifel. „Herr Pater“, rief er dem Gehenden nach, „bitte bleiben Sie, ich glaube an die Ewigkeit und ich will beichten.“ Ja, mein Lieber, es gilt um die Ewigkeit, und alle Zweifel prallen ab vor dieser Wahrheit wie stumpfe Pfeile. Es gibt eine Ewigkeit, und sie hat zwei Sorten. Die eine fährt in den Himmel, die andere in die Hölle. Jeder einzelne lebt in die Ewigkeit, die er sich selbst gezimmert hat: der Mensch geht ein in das Haus seiner Ewigkeit!

Nicht jeder ist in der Lage, sich eine schöne Villa zu bauen — wohl aber eine glückliche Ewigkeit. Nicht jeder kann der Krankheit, der Armut entgehen — wohl aber einer unglücklichen Ewigkeit. Siehst du nicht, daß es Wahnsinn wäre, um die Ewigkeit dich nicht zu kümmern oder gar eine unglückliche Ewigkeit zu riskieren? Betrügen, Fluchen, Feindschaften unterhalten, Unkeuschheit treiben, das heiße ich am Rande der Hölle wandeln. Was liegt daran, was du hier für eine Wohnung hast, ob eine unfreundliche Kammer oder einen glänzenden Palast — einerlei — man wird dich eines Tages

als Fische herausragen. Was liegt daran, ob dein Sarg einmal aus Lannenhols, aus Blei, aus Silber oder aus Gold gemacht ist? Es liegt darin ein laulender Reichthum. Aber viel liegt daran, daß du dir im Jenseits ein schönes Haus baust, ein glückseliges, lichtumflößendes, ewiges im Himmel, wo du mit allen Engeln und Auserwählten deinen Gott und Erlöser schaust und schwimmst in einem Meer von Freude und Bönne. „Selig sind, die in deinem Hause wohnen, o Herr; in Ewigkeit werden sie dich preisen. Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als tausend in den Zeiten der Sünden.“ (Ps. 83).

Der Bursapfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Doppelt gibt, wer schnell gibt.

Schlecht wäre es auf Erden mit den Armen bestellt, wenn sie nur auf eine Unterstützung angewiesen wären, die der Staat, das Land, der Bezirk und die Gemeinde in ihren regelmäßigen jährlichen Ausgaben für diesen Zweck auswerfen. Das wäre ja fast so etwas, als wenn ein Blumen- oder Gemüsegarten nur auf den Regen angewiesen bliebe, der in manchen Jahre so spärlich fällt, daß nichts gedeihen kann; auch da muß der Fleiß und die Mühe des Gärtners nachhelfen und das dem Grundstück ertiegen, was die Witterung ihm verliert. So muß auch die private Wohlthätigkeit und Freigebigkeit des Einzelnen die spärliche öffentliche Hilfe ergänzen und vermehren, damit die Not und das Elend gelindert werden können.

Und, Gott sei Dank, das Blümlein Freigebigkeit wächst und blüht noch in vieler Herzen und erfüllt die Welt, besonders die christliche Welt mit seinem Wohlgeruch. Nach Millionen zählen gewiss alljährlich die Gaben, die fromme und mitleidige Seelen aus Liebe zu Gott und zu ihren daheimden Mitmenschen opfern, ohne davon Ansehens zu machen oder auf Dank zu warten. Aber Millionen gehen auch alljährlich verloren, die den Armen zugedacht waren, aber infolge einer ungeschickten Handlungsweise ihrer Besitzer nicht an die Dürftigen gelangen.

Auch die Freigebigkeit soll weite geübt werden; man soll sie vor allem nicht aufschieben. „Doppelt gibt, wer schnell gibt,“ ist so ein Sprichwort, das in dieser Hinsicht das Richtige rufft. Der selige Albertus der Große, dessen Fest auf den 15. November fällt, hat in seinen Schriften einen ähnlichen Ausspruch hinterlassen; er sagt: „Ein Ei um Gottes willen gegeben, so lange der Mensch lebt, ist ihm nützlicher, als ein Münster voll Gold, welches er erst nach dem Tode gibt.“

Und darauf vergessen viele; sie lieben sich selbst allzu sehr, als daß sie sich zu Lebzeiten von einem Teile ihrer Güter trennen könnten. Bei ihnen kommt das liebe „Ich“ zuerst und dann immer und immer wieder dasselbe „Ich“ und so fort alle Tage ihres Lebens: erst wenn sie nichts Jüdisches mehr nötig haben, soll ihr Besitz auch anderen zu gute kommen. So machen sie vorderhand nur Pläne, die sie überdies nur in ihrem Kopie behalten und nicht schriftlich niederlegen; und oft werden alle diese Pläne zu Wasser. Wer bürgt ihnen dafür, daß sie bis zur letzten Krankheit dieselbe Gesinnung beibehalten oder im Gebrauche ihrer gesunden Vernunft bleiben? Der genannte Albertus Magnus war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und doch wurde er einige Jahre vor seinem Tode unwissend wie ein Kind; so verließen ihn die Kräfte seines Geistes, das kann aber jedem passieren.

Wohl ist es natürlich, daß jeder zuerst an seine eigene Zukunft, an sein Alter oder an seine Kinder denkt. Aber all' diese Sorgen sollen nicht in übertriebene Angstlichkeit ausarten, zumal die Erfahrung lehrt, daß Almosen geben, ja selbst reichliche Freigebigkeit, nicht arm machen, sondern schon hienieden belohnt werden. Vielen wird ein hohes Alter überhaupt nicht beschieden und oft sterben die Kinder vor den Eltern; und was liegt schließ-

lich daran, wenn die Kinder einst einige Mark weniger bekommen, dafür aber des Gebetes der bescheidenen Armen theilhaftig werden?

Sieh darum, so lange du lebst, da bist du noch Herr deiner Güter! Und schaff' dir damit freudige, glückliche Stunden! Du siehst dann noch die Schöpfungen der Barmherzigkeit, die durch dein Vermögen entstanden, fühlst das Glück der Armen mit, die du der größten Sorge enthoen, freust dich am blühenden Aussehen der Waisen, denen du ein Heim geschaffen und das Elternhaus zum Teile wenigstens ersetzt hast! Und das alles wird dein Leben erheben!

Und was hier von Barmherzigkeit, gegen Arme gesagt ist, gilt von jedem guten Werke, das jemand vorhat. So lange er lebt, soll er's tun! Denn manches Gute, das in der Gegenwart mit geringen Opfern verrichtet werden kann, läßt sich später überhaupt nicht nachholen. So lange es brennt, muß man löschen, das Begierßen der ausgebrannten Asche ist zweck- und sinnlos. Unwillkürlich denkt da der Kalenderschreiber an die guten Werke, die das christliche Leben in der menschlichen Gesellschaft heben und die gegen den hereinbrechenden Unglauben Dämme aufrichten helfen. Es sind das die Förderung der katholischen Presse, die Errichtung katholischer Gotteshäuser, besonders in der Diaspora, wofür der Bonifatiusverein sorgen will. Auch den Verein, der nach dem sel. Albertus Magnus benannt ist, sollen die deutschen Katholiken nicht verassen, den Albertus-Magnusverein zur Unterstützung katholischer Studenten, die sich dem höheren Studium widmen, ein Verein, der unserem Vaterland schon viel geübt hat. Diese und ähnliche Vereine sollen auch während der Kriegszeit nicht verassen werden. Gewiß auch für das, was die Not der Zeit fordert, müssen wir Verständnis haben, aber hier gilt das alte Wort: „Man soll das eine tun und das andere nicht lassen.“ Bei gutem Willen kann noch viel getan werden; noch lebt ja das katholische Bewußtsein im Volke, und wenn's hier und da vielleicht im Schlummer liegt, es kann leicht geweckt werden. Läßt man es aber ersterben, dann können wir, mit der Zeit, ähnliche Dinge wie in Frankreich erleben und die größten Opfer werden dann nicht imstande sein, das Veräumte nachzuholen.

Willst du also für diese großen Ziele etwas tun, tu's gleich! „Doppelt gibt, wer schnell gibt!“ Wie du's anzufangen hast, wirst du wohl wissen!

Der Kalenderschreiber.

Der Krieg und die Geistlichen.

Ganz Deutschland ist von heller Kriegsbegeisterung erfüllt. Nicht in stummem und widerwilligem Gehorsam, sondern von der Not des Vaterlandes in tiefstem Herzen erfüllt, haben sie alle opferbereit Haus und Heimat verlassen, die der Befehl des obersten Kriegsherrn zu den Waffen rief. Tausende und aber Tausende, die vom Waffendienst, sei es durch Alter, sei es durch andere Umstände, befreit waren, haben sich freiwillig gemeldet, viele von ihnen haben schon den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Nur ein Stand scheint vom persönlichen Dienst fürs Vaterland ausgeschlossen zu sein, oder sich selbst auszuschließen, es ist der geistliche Stand. Manche schauen mit scheelen Augen auf solche Geistliche, die in Anbetracht ihres Alters, ihrer Kraftfülle in jedem anderen Stande schon längst zu den Waffen einberufen worden wären; andere glauben den Mahnruf erheben zu sollen, daß die jüngeren Geistlichen sich freiwillig zum Krieg, zum Dienst mit der Waffe melden sollen.

Es ist zu befürchten, daß die scheinbare Nichtbeteiligung des geistlichen Standes nach Beendigung des Krieges zum Vorwurf erhoben werden könnte. Es wird darum gut sein, die zwei Fragen zu beleuchten, ob die Angehörigen des geistlichen Standes außer dem Militärverband stehen und ob die Geistlichen tatsächlich am Kriege keinen Anteil nehmen.

Es ist richtig, kein Geistlicher wird weder im Kriege noch in Friedenszeiten zum Dienst mit der Waffe einberufen, mit anderen Worten: Es wird in Deutschland kein Geistlicher verpflichtet, mit der Waffe

zu kämpfen und Feinde zu töten oder zu verstümmeln, wie das nun einmal die furchtbare, aber notwendige Aufgabe des Soldaten im Kriege ist. Es bedarf keiner langen geschichtlichen und kirchenrechtlichen Untersuchungen, um diese im Deutschen Reiche den Geistlichen gegenüber bestehende Ausnahmebestimmung begründlich zu machen oder zu rechtfertigen. Das Gefühl eines jeden gläubigen Menschen billigt diese Ausnahme ohne weiteres, denn es sucht gerade beim Geistlichen ein mildes Herz und will ihn verschont wissen von den blutigen Sünden des Krieges. Deutschland, das sich rühmt, daß es den Frieden mit der Kirche aus inneren Bedürfnissen, aus Religion erhalten wissen will, erspart es deshalb dem Geistlichen jeder Konfession, seine Hände mit dem Blut des Feindes zu besudeln, während Frankreich, das auch jetzt noch den Befehl erteilt, an Wittgottesdiensten teilzunehmen, das das Bekenntnis an Gott aus seinem ganzen öffentlichen Leben verbannt hat, seine Priester zwingt, am Kampfe direkt Anteil zu nehmen. Es ist die Achtung vor dem priesterlichen Amte, die in Deutschland den Geistlichen von dem Waffendienst befreit. Wir wollen dessen uns freuen, wie jenes Attes des Edelmutes, den unser Kaiser gegenüber den vertriebenen Mönchen aus Belgien erteilte, denen er die Aufnahme ins Kloster Maria Laach gewährte, und jener, in den rauhen Kriegszeiten doppelt rühmlichen Rücksichtnahme eines deutschen Oberkommandeurs, der dem Bischof von Paderborn erlaubte, französische Priester, die von ihrer Regierung gezwungen am Kampfe Anteil genommen und gefangen genommen waren, in ein geistliches Haus aufzunehmen, um sie dem Spott und den Lästerungen ihrer Mitgefangenen zu entziehen und ebenso, daß der Kaiser auf Verwenden des Herrn Kardinals von Hartmann von Köln bestimmte, die gefangenen Geistlichen sollten wie Offiziere behandelt werden. Wir wollen uns solcher Rücksichtnahme auf das religiöse Gefühl und auf die uralten kirchlichen Bestimmungen freuen.

Aber nicht richtig ist, daß der Geistliche von jeglichem Militärdienst befreit ist, daß er in gar keinem militärischen Pflichtverhältnis stehe. Auf Grund der bestehenden Bestimmungen, wonach Personen des geistlichen Standes zum Dienst mit der Waffe nicht herangezogen werden können, hat jeder, der sich dem theologischen Studium widmet, wie jeder andere Studierende das Recht, sich bis zum 1. April des siebenten Militärjahres zurückstellen zu lassen. Wenn der Theologie-Studierende bis zu diesem Zeitpunkt die Subdiakonatsweihe empfangen, so wird er, im Falle seiner Militärtauglichkeit, der Ersatzreserve überwiesen und bleibt von militärischen Übungen befreit. Aber der, als militärtauglich befundene Geistliche bleibt im militärischen Verband. Er erhält einen Ersatzreservistenpaß, unterliegt allen Bestimmungen betreffend Anmeldung und Abmeldung bei den Hauptmeldeämtern, unterliegt der Kontrolle, weshalb er verpflichtet ist, an den Kontrollversammlungen teilzunehmen. Im Falle eines Krieges steht er wie jeder andere Ersatzreservist zur Verfügung der Militärbehörden, es steht deshalb in dem Paß des Geistlichen, daß ihm über seine Einberufung noch ein besonderer Befehl zugehen wird. Auch die Bestimmung über die Unabkömmlichkeit einzelner Geistlicher zeigt, daß die Geistlichen im allgemeinen für den Kriegsfall in jeder Weise verwendet werden können, den Dienst mit der Waffe ausgenommen. Sollte aber einer hämisch bemerken, daß sei es ja eben, daß die Geistlichen allein „weit weg vom Schuß seien“, so wäre diese Bemerkung doch nicht richtig. Es steht der Militärbehörde frei, so viele Geistliche als sie will, zum Sanitätspersonal auszuheben und sie zu Krankenträgern im Felde zu bestimmen. Niemand wird behaupten, daß sie bei solchen Diensten weiter vom Schuß wären, als unsere Ärzte, und es darf ruhig gesagt werden, daß es eine große Zahl von Geistlichen gibt, die mit Freuden diesen Dienst übernehmen würden, und sich danach sehnen, daß der Ruf dazu an sie ergehe. Wissen sie doch, daß sie dadurch auch der in ihrem Herzen glühenden Liebe zum Vaterlande sichtbar Ausdruck geben, unseren Brüdern im Felde körperliche Rettung zu bringen und zugleich auch ihr geistliches Amt in Spende von Losprechung und Trost an den im Felde Sterbenden ausüben zu können. Beweise dafür sind die zahlreichen Geistlichen, die sich jedesmal zu Krankenpflegekursen meldeten.

Ich weiß nun nicht, wie groß die Zahl der Geistlichen ist, die, sei es als Feldgeistliche oder als Sanitätspersonen, bereits einberufen sind. Zweck dieser Zeilen ist nur, nachzuweisen, daß jeder militärtaugliche Geistliche, soweit er nicht als unabkömmlich mit

Pflicht auf sein Amt erklärt ist, täglich und stündlich wie jeder andere, einberufen werden kann und keiner wünscht, daß er „verschont“ wird. Die Geistlichen müßten ja Wasser statt Blut in den Adern haben, wenn sie nicht auch erfährt würden von der allgemeinen Begeisterung, von dem Verlangen, dem bedrängten Vaterlande ihre Dienste zu weihen; unsere jungen, kräftigen Standesbrüder zieht es ebenso wie andere hinaus in jenes Getriebe, das zwar schrecklich und furchtbar ist, aber auch Erfahrungen, Lebens eindrücke und Lebenserinnerungen schafft, die zu den großartigsten und erhabensten für alle Zeiten gehören werden, und Unzählige haben das innigste Verlangen, unseren bewunderungswürdigen Soldaten nahe zu sein und den Söhnen unseres Volkes in den schweren Stunden der Bewundung oder des Sterbens beizustehen. Das „zu Hause bleiben“ ist für viele eine harte und bittere, aber eine gewiß auch im Interesse des Volkswohles gelegene Pflicht.

Und diejenigen, die zu Hause bleiben inmitten ihrer Gemeinden, bringen sie dem Vaterlande keinen Nutzen? Wer das behauptet, der kennt nicht das Wirken des katholischen Priesters und weiß nicht, wie sehr es das gläubige Volk einschläft. Nein, unsere Geistlichen sind nicht müßig in der Heimat, sie werden dort die Herzen zu Geduld und starkmütigem Ertragen, stillen Wartens und Harrens ermuntern, sie werden die Alten, die Frauen und Kinder zum Gebet vereinigen, sie werden dort Trost den Armen geben, die durch den Tod ihrer Söhne ihre Hoffnung, durch den Tod des Gatten ihren Ernährer verloren, sie werden Werke der Liebe und Opferwilligkeit organisieren, die unsere Männer im Felde durch Liebesgaben erfreut und ihnen die bange Sorge für ihre Zurückgebliebenen abnimmt, sie werden besuchen und erheitern die Verwundeten, die aus dem Schlachtfelde zurückkehren. Durch solche Liebestätigkeit werden sie mithelfen, unser Volk stark und willig zu erhalten, dann haben auch die Geistlichen zum Siege beigetragen in ihrer stillen Tätigkeit.

Man erzählte sich früher gern vom heiligen Ulrich, dem Bischof von Augsburg, der mit den Truppen hinausgezogen sei in die Ungarnschlacht, hoch zu Ross, mit Kreuz und Schwert. Die Geschichte hat nachgewiesen, daß er in Augsburg zurückblieb, daß er dort ein Vater der Waisen, ein Prediger der Geduld, ein Fürbitter für sein Volk gewesen. Ist er dadurch kleiner in unserer Achtung geworden?

Zum Schlusse sei angefügt, daß die Theologiestudierenden, die die Subdiakonatsweihe noch nicht empfangen haben, wie alle anderen noch nicht ausgemusterten jungen Leute zum Dienst mit der Waffe bereits einberufen worden sind.

Das Requiem.

Im Chor der altehrwürdigen Stiftskirche steht wieder der schwarze Katafalk. Die militärischen Embleme, die ihn schmücken und der Lorbeerkranz zu seinen Füßen künden uns, daß einem gefallenen Helden die letzte Feier der Liebe gilt. Wo sein Grab sich türmt, weiß freilich niemand, heimatsfern schlummert er in Frankreichs Boden. In weiter, weiter Verlassenheit erhebt sich vielleicht ein kleines schwarzes Holzkreuz auf der einsamen Stätte, kein Blumenflor blüht darauf, kein geschlossener Kranz erzählt von früher Bollendung.

Die Glocken erheben ihre ehernen Stimmen, die Bänke füllen sich mit dunkeln Gestalten, auch Offiziere kommen, alte, gediente Herren, die hier hinter der Front die nachrückenden Mannschaften einüben. Ihre weißen Häupter glänzen silbern, die Orden und Sterne auf ihrer Brust leuchten. Auch der Vater des gefallenen Helden ist Militär. Männlich und stolz wie eine große Auszeichnung trägt er den Schmerz um den heldenhaften Sohn. Ach, aber dieser Stolz, diese Auszeichnung hat ihm Herzblut gekostet. Sein Gesicht ist über Nacht tiefgefurcht, hager und ernst geworden, das Lächeln um den wohlwollenden Mund erstarrt. Tief verschleiert kniet die beraubte Mutter in der vordersten Bank, nahe dem Altare, auf dem die Todeskerzen ihres Kindes schimmern, wo der Priester das heilige Opfer darbringt. Die Mutter ist die große Schmerzentragerin dieser hochgeweihten Stunde, ihr Verlust ist der schwerste. Für keinen der vielen, die gekommen sind, mit ihr zu trauern, zu beten, zu weinen, haben die Ewigkeitsworte des Requiems eine so tiefe, das Herz durchschütternde Bedeutung als für sie. Sie ist es, welche das Opfer ihres Kindes auf dem Altare des Vaterlandes legte. Sie steht am nächsten dem Kreuze. Milde, engelgleich tönt von der Orgelmpore eine weiche, dunkle, verjöhnende Stimme herab und bringt der Mutter

die Tröstungen Gottes: „Dein Sohn lebt!“ Niemand war der Frau ihr Kind so nahe wie in dieser erhabenen Trauerfeier. Sie sieht seine hohe, schmutze Jünglingsgestalt — sie fühlt es, wie er mit gezogenen Degen dem Feinde entgegenstürzte und die tödliche Kugel empfing. Sie kniet im Regentropfen neben ihm und hört sein letztes Stöhnen und sein verlöschendes Flüstern: „Gute Nacht, Mutter! Weine nicht! Es muß so sein. Es war der ewige Wille!“ Auf schönere Weise kann kein Mensch sterben, wunderbarer kein Leben sich schließen. Sie weiß es. Sie gönnt ihrem Kinde den herrlichen Selbentod.

Aber als es nun heißt: Requiem aeternam dona ei Domine — fühlt sie plötzlich in der tiefsten Seele klarer und schmerzlicher als vorher, daß sie nun von ihrem Kinde getrennt ist für das ganze dauernde Erdenleben. Am anderen Ufer — in den Scharen der Seligen — steht ihr Sohn, sie aber muß hier weiter wandern, in kühler Fremde auf harten Beinen schreiten, wo keiner mehr lebt, der ihr so nahe wäre wie ihr Kind. Der menschliche Schmerz in ihr wächst riesengroß empor — so stark, als wolle er die zarte, zerbrechliche Form ihres Körpers sprengen. Eine jammernde Klage drängt sich auf ihre Lippen, aber sie ringt die Lida nieder. Soll sie sich vor ihrem tapferen Toten schämen? Sie darf nicht klein und schwach sein, ihres jungen Helden unwürdig!

Stark und weit — mit Riesenschritten, als hätte Gott ihm Schwingen angeheftet, ist er allem Kleinlichen und Engen entflohen, hat in frühesten Jugend seine Krone vom Altare genommen und ist nun dort angelangt, wohin wir alle beschwerlich und mühsam wandern müssen.

Requiescat in pace!

Sochaufgerichtet steht die Mutter neben dem Gatten am Kirchenportal und empfängt teilnehmende Worte, stummten Handrücken, tiefen, verstehenden Blick. Der Schmerz der Mutter ist in diesem Augenblick der Schmerz aller. (Mg. Rundschau.)

Rosenkranz-Fest im Feindesland.

Dem Feldbriefe entnehmen wir folgendes: „Western hatten wir noch einen ganz besonderen Genuß. Pa'er . . . hatte mir gesagt, er werde am Sonntag morgen 6 1/2 Uhr eine hl. Messe für uns lesen. Ich war schon gleich nach 6 Uhr neben in der Kirche, um mit zu ordnen. Wir stellten einige Kerzen in der uralten Kirche auf und bald war die ganze Kirche voll Soldaten; 100—200 standen noch draußen. Wir sangen die deutsche Singmesse. Ein Lehrer unter uns entlockte der Orgel zu Herzen gehende Töne und die Mannschaften sangen aus voller Kehle. Der Vater predigte über den Rosenkranz, das Gebet des Soldaten; Prinz Eugen habe ihn kühnlich gehelet und wir sollten es auch tun. Er schloß mit einem Beispiele aus unserem Lazarett, das neben der Kirche liegt. Dort lag ein Soldat in großen Schmerzen am Sterben; mehrere Schüsse hatten beide Arme getroffen, ein Schrapnell den Unterleib aufgerissen und beide Beine abgerissen. Lange hatte er auf Hilfe warten müssen und die Schmerzen waren entsetzlich. Der Vater tröste ihn, wie er das nur habe aushalten können; dann kniete er unter der Decke herum, zeigte einen Rosenkranz und sagte: „Ohne den hätte ich es nicht aushalten können.“ Ich glaube, unter den 1000 Mann war keiner, dem nicht die Tränen herunterliefen. Dann ging der Teller rund um für den Gottesdienst und die zerschossene Kirche (das Chor hatte kein ganzes Fenster mehr) zu sammeln. Wohl keiner hat den Teller ohne eine Gabe vorbeigehen lassen. Nach der hl. Wandlung sangen wir: „Jesus dir leb' ich, Jesus dir sterb' ich“ mit einer Gewalt durch die Hallen an die Gemölbe, daß es eine wahre Freude war, und zum Schlusse ertönte der Gesang von: „Großer Gott wir loben dich“ die Orgel vollständig. Die paar Franzosen, die in der Kirche waren, wurden ordentlich banaue, während unsere deutschen Schwestern ihre helle Freude hatten. Draußen nahmen wir wieder unsere Gewehre und das Handwörterzeug in die Hand und arbeiten um so schaffensfreudiger.“

Soldatenschidjal.

Aus dem letzten Feldbrief seines Bruders, der als Musketier in der Front steht, oder besser liegt, teilt ein Geistlicher folgenden Abschnitt mit, der

auch ein Stimmungsbildchen aus dem Leben im Schützengraben darstellt. Der Abschnitt lautet wörtlich:

„Vorgerstern war's da saß einer von der 6. Kompagnie vor seiner Höhle. Ein Kaletchen war angekommen. Der Brer von Muttern ist schon gelesen. Jetzt wird schmunzelnd ausgepackt. Da — krach! Ein Granatplitter jaust dem Armen von hinten in die Lunge. Raich eilen die Sanitäter herbei, ihn zu verbinden, aber das Herz muß auch getroffen sein, ein paar Minuten noch und ein Jüngling herz schlägt nicht mehr. Arme gute Mutter! Deine Liebesgaben teilen andere sich. Dafür graben sie deinem Kinde ein tüchtiges Grab neben seinen Kameraden; ein Holzkreuz, auf dem sein Name steht, zeigt die Stelle. Doch du kommst nie dahin. Aber nur getrost, im Himmel gibt's ein Wiedersehen. So lange wir hier sind, wird das Grab gepflegt — Geulränze schmücken es.“

Die Unbeteiligten.

Denen, die diesem Kriege fern stehen mit ihrem Herzen und ihren Gedanken, ist im „Türmer“ eine besondere Betrachtung gewidmet.

Soll man sie beneiden? oder soll man sie bemitleiden?

Beneiden — weil sie keinen, an dem ihr Herz hängt, im Felde haben? weil ihre Lage ohne diese zerreißende Unruhe, diesen schweren Druck sind? weil kein unerwarteter Klingelton sie schreckt, daß die Glieder noch eine Stunde lang zittern? weil ihr Erwachen frei und sorglos, ihr Einschlafen ohne die wirgende Qual ist: wo liegt er jetzt? im nassen Graben, unter kaltem Sternenhimmel? vielleicht gibt es für ihn überhaupt keine Nacht unter dem Feuerregen der Granaten. Oder liegt er, ringend in Blut, in unmenschlichen Schmerzen, oder schon still für immer, bleich und kalt das frohe, kühne Haupt?

Beneiden — weil sie laut lachen und schwätzen können, von des Lebens Kleinram erfüllt sind wie vordem, vor den letzten Julitagen dieses Jahres? weil sie mit Behagen essen und trinken, Ledereien genießen können, an Theaterstühlen ihre Lust haben? weil das Interesse für Toiletten und die Wirkung der eigenen Persönlichkeit sie noch so stark in Anspruch nimmt, daß die großen Ereignisse da hinten, die eine Welt n Atem halten, ihnen nur ein angenehm sensationeller Hintergrund für ihre spielerischen Interessen sind.

Oder sollte man sie bemitleiden, weil diese beispiellos große Zeit an ihnen vorübergeht, ohne sie mitzunehmen in ihren mächtigen Zug? Bemitleiden, weil ihnen das Größte, das einzig Große versagt blieb? Weil sie in Deutschlands furchtbarer Schicksalsstunde nicht mitzittern, mitleiden durften? weil sie vielleicht nur auf einen Umweg über den Denapparat das Unermessliche begreifen, das Millionen unseres Volkes, vom ersten Haus unseres Landes bis zur letzten Hütte unmittelbar im elementarsten Instinkt des Herzens, in Blut und Leben fühlen?

Bemitleiden — weil einst, wenn diese Stürme schweigen werden, wenn keine Kugeln und Granaten mehr fliegen, kein geliebtes Haupt mehr im entsetzlichen Nahkampf bedroht ist, wenn die Angst, die bohrende Ungewißheit, die Zeit der Not vorüber ist, und nur noch die schwarzen Gewänder reden, manch Antlitz still und ernst wurde, das vordem lachte, und lange, lange Gedankenzüge hinüberwallen zu den stillen Gräbern in Feindesland — weil dann sie, die Unbeteiligten, außerhalb stehen, außerhalb in der Trauer, außerhalb in dem heiligen Stolz, dem Vaterlande mit dem eigenen Glück, mit Gut und Blut gedient zu haben, außerhalb in dem, was sonst an Erdenfreuden vorhanden war, alles übersteigenden Jubel, einen Zurückkehrenden im Siegeszuge zu begrüßen! Bemitleiden, weil in dem Rückblick, in der Erinnerung für das ganze nachfolgende Leben bis zur letzten Stunde, diese große Zeit für sie eine leere, kahle, von Nichtigkeit überrannte Stelle bleibt?

Brüder und Schwestern in deutschen Landen, die ihr „beteiligt“ seid, deren Tage und Nächte heute unter der gewaltigen Zeit der Not stehen, beantwortet diese Frage selbst: beneiden —? oder: bemitleiden!

Modernität.

Alles untersteht der Mode, Dem weltbeherrschenden Gebote. Nun wähl' ich nur das Eine gern: „Wann wird Modernem u. modern?“

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Trauer und Trost.

So schwer von bitterer Trauer, so voll von unverbundenen Wunden wie in diesem Jahre hat unser liebes Heimatland noch keinen Allerseelenmonat erlebt.

Wie viele blühende, hoffnungsvolle Leben sind plötzlich durch das Sturmgeheul des Krieges gemüht worden! Wie viel Tränen, wie viel bitteres Herzeleid mußten die letzten Wochen sehen, mitfühlen und mittragen! Die Zeitungen sind überfüllt von den Todesanzeigen von Jünglingen und Männern, die auf dem Felde der Ehre den Heldentod starben. Morgen für Morgen erheben die Glocken unermüdet ihre tiefen klagenden Stimmen und laden zum Requiem, für einen den wir kannten, der uns nahe stand. Zwischen den Blättern des Gebetbuches drängen sich die Andenken, eines nach dem anderen gleitet mit ernster Mahnung herein. Gott hat seine Diener in übergroßer Schar zu sich berufen. Selten war der Todesnachricht mit so vielen herrlichen Gestalten gefüllt. An jeden der Namen, die uns von den Totenzetteln entgegenleuchten, knüpft sich eine letzte, liebe Erinnerung.

Der Hauptmann F., der jüngste Bruder eines lieben Freundes vom Gymnasium, in dessen Elternhaus ich vor mehr als 25 Jahren täglich verkehrte. „Ein lieber guter Junge“ war er auch ein „guter Hauptmann“ geworden. Bei einem Nachtgefecht traf ihn die Kugel an der Spitze seiner Soldaten; „Ade meine liebe 12. Kompagnie!“ waren seine letzten Worte.

Ein anderer Gebetszettel gilt einem Vizefeldwebel; kurz vor Ausbruch des Krieges hatte er sein Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden, er war der Stolz seiner Eltern, im Feldlazarett ist er seinen Wunden erlegen und viele Hoffnungen sind vernichtet. „Für uns ist auch der Sieg zu teuer errungen, da wir unser Bestes dafür hingeben müssen“, so schrieb der Vater im ersten großen Schmerz, als ich ihm mein Beileid aussprach.

Ein zwanzigjähriger Fähnrich; alle Offiziere seines Zuges waren gefallen, da stürmte er mit geschwungenem Säbel voran zum Angriff — Hurra, hurra, hurra! — der Schrei des Triumphes starb auf seinen Lippen, er war über die Schwelle der Ewigkeit gestürzt. Soll man um ihn trauern? Schöner kann keiner zum Ziele kommen. Ein langes Leben voll Mühsal und Arbeit bringt nicht die schimmernde Krone dieses glücklichen Sterbens in Mut, Kraft und Begeisterung.

Ein Unteroffizier der Reserve, Lehrer in einem kleinen Gebirgsdorf, die Stütze seiner Mutter, in der Vorbereitungs zum zweiten Examen hat ihn der Krieg überrascht und schon im ersten Gefecht trafen ihn drei feindliche Kugeln. „Ach Gott, helfst, Kameraden!“ mit diesem Ausruf sank er nieder.

Ein schlachter Arbeiter, fleißig hat er geschafft und sich ein kleines Anwesen erworben — eigener Herd ist ja Goldes wert und ist's auch klein, ist's doch mein! Da kommt der Krieg; schon hat er einige Gefechte glücklich überstanden, gewiß „wird es weiter gut gehen“, so lautet hoffnungsfreudig seine letzte Feldpostkarte, — da wirft ihn eine Granate zu Boden — und in der Heimat trauert mit den alten Eltern eine Witwe mit vier Kindern.

Zwei brave Jünglinge, ihren Eltern und ihrem Pfarrer haben sie nur Freude — nie Stummer und Sorge gemacht, „Jugendzeit, schönste Zeit, darum sei sie Gott geweiht“, das war ihre Parole immerdar; darum hatten sie auch, ehe sie ihr stilles Dörflein verließen, um in der großen Stadt des Königs Rod zu tragen, sich einige Tage in die stille Einsamkeit der hl. Exerziten zurückgezogen, um sich zu wappnen gegen die lockenden Gefahren. Nur wenige Wochen, und „Reserve hätte Ruhe gehabt“. Es ist anders gekommen; „in der Heimat, in der Heimat gibt's nun kein Wiedersehen“, und Eltern weinen um ihre Lieblinge.

Und noch ein Leutnant N., lebenslustig, schneidig, der schönste Offizier der Garnison, der Einrichter schöner Feste. Man sah ihn nie ohne sonniges, frohes Lächeln. Und das Ende? In Belgien wurden ihm beide Beine zerschmettert. Noch acht Tage lag er unter qualvollen Schmerzen im Lazarett. Der Feldgeistliche stand oft an seinem Sterbebett. Einen zärtlichen Brief schrieb er an seine Mutter: Mutter, ich

hab' dir manche Sorge bereitet, war nicht immer, wie ich sollte. Aber mein Tod bringt Ehre ins Haus. Gestern das Eisene Kreuz — vergiß mich nicht! Mutterl, ich muß sterben . . .

Ach und so viele, für die kein Gebetsandenken gedruckt wird, und deren Tod doch nie sich schließende Lücken reißt. Der Gatte des Weibes, der Vater der Kinder, die Hoffnung der Braut, der Ernährer der alten Eltern, der Führer des Pfluges, der Leiter der Fabrik, der Inhaber des Geschäftes, der Besteller des Gutes, wir trauern ob der guten, edlen, braven Männer, die ihr höchstes irdisches Gut, ihr Leben für uns geopfert und nunmehr ruhen im stillen Frieden und zumeist auf fremder Erde. Wohl starben sie alle den Heldentod, aber es sind doch unsere Väter, Söhne, Brüder, unsere Freunde und Anverwandte, ein Stück von unserem Herzen. „Wer gibt meinem Haupte Wasser und meinen Augen eine Tränenquelle, so wollte ich Tag und Nacht die Erschlagenen meines Volkes beweinen.“ Wie viele Eltern müssen mit demselben Propheten klagen: „Meine Söhne sind von mir weggezogen und sind nicht mehr!“

Ja, wir haben Grund, zu trauern; aber unsere Trauer ist doch nicht trostlos. Es gibt eine Trauer vor dem Abgrund, wo das Auge ins Finstere stiert und der Mensch sich hilf- und wehrlos seinem Schmerz überlassen sieht, das sind die, sagt der hl. Apostel Paulus, welche „ohne Hoffnung trauern“. Unsere Trauer ist das nicht, sie weint, aber hofft. Unsere Trauer ist gehoben und getragen von dem Bewußtsein, daß die Helden, die um unferretwillen sterben, leben und zwar nicht bloß das unsterbliche Leben des Ruhmes, sondern das ewige Leben des Lohnes. Es ist nicht bloß ein frommer Glaube, daß die auf dem Schlachtfeld Gefallenen im gewissen Sinne den Martyrertod starben, sondern es ist auch ein begründeter Glaube. Kein Geringerer als der hl. Thomas von Aquin, dieser große und heilige Gottesgelehrte, ist uns Zeuge. In seinem Hauptwerke die „falsche Summa“, stellt er die Frage auf, ob nur der Tod um des Glaubens willen ein Martyrertod sei und er antwortet, auch Tugendthaten können den Martyrertod begründen und daß deshalb ein Soldat, der im Hinblick auf Gottes heiligsten Willen sein Leben fürs Vaterland opfere, den Martyrertod sterbe.

Im Hinblick auf Gottes heiligsten Willen! War nicht der letzte Gruß von Kaiser und König an die kriegsbereite Mannschaft: „Mit Gott fürs Vaterland!“ Sind unsere falschen braven Krieger nicht samt und sonders nach überaus andächtigem Empfang der heiligen Sacramente, also buchstäblich mit ihrem Herrn und Gott im Herzen, ins Feld gezogen? Und haben wir nicht von ganzen Truppenteilen gehört und gelesen, daß sie mitten im Kugeltregen und in den Schützengräben zu beten anfingen? Wo solche herrliche Blüten religiöser Gesinnung sich zeigen, da ist nicht bloß Tüchtigkeit, da ist Tugend vorhanden und ein Tod aus solcher Gesinnung ist gewiß im Sinne des hl. Thomas ein Martyrertod.

Was für ein Trost für alle, die um einen Vater, Sohn, Bruder und Freund trauern! Ist die Trauer auch groß, das Opfer schwer, durch Trauer und Opfer leuchtet wie ein himmlischer Strahl der Gnade, wer für eine gute Sache stirbt, wird auch für sie ernten. Wer das irdische Vaterland verliert, wird das himmlische gewinnen.

Aber noch ein anderes legt sich gar wunderbar tröstend aufs Herz, das ist die Hoffnung des Wiedersehens.

Wenn unsere braven Krieger als Sieger, Gott gebe es recht bald, nach Hause zurückkehren, dann wird ihr Jubel unser Jubel sein; aber gar manche werden abseits stehen, allein und einsam mit ihrem stillen Schmerze, denn der und jener, den sie mit unendlicher Freude wiedergesehen hätten, ist nicht dabei. „Er ist nicht hier!“ — so mußten die weinenden Frauen am ersten Ostermorgen hören, als sie nach dem Reichnam des Heilandes suchten und ihn nicht fanden. „Er ist nicht hier!“ — ein herzerweichendes Wort, die Wunde liegt offen da, der ganze Schmerz des Heimwehs wach wieder auf. Aber, ihr Lieben, die ihr unter diesem Schmerze euch windet, hört nicht auf ihn, sondern auf das Wort, das die Frauen am Grabe alles vergessen ließ, und das auch euch den schwersten Stein vom Herzen nimmt: „Er ist vorausgegangen, ihr werdet ihn wiedersehen.“ Dieses Wort ist der Himmel über unserm Glauben und so wahr wie der Himmel selbst. Es gibt ein Wiedersehen, so wahr es einen Himmel gibt. Dies lebt als heiligste Ueberzeugung im Herzen der Christen, eine selbstverständliche Wahrheit, die mit dem Glauben an ein Jenseits steht und fällt. „Wie wir

gewiß sind“, schreibt ein berühmter Zeuge des christlichen Altertums, „daß wir zu einer geistigen Gemeinschaft auferstehen, ebenso gewiß werden wir die Unrigen wieder erkennen“. Durch nichts wird die Gewalt des Trennungschmerzes so sehr gebrochen wie durch die Hoffnung des Wiedersehens. Das wird, wie gesagt, für Eltern und Ungehörige ein großer Trost sein in diesen Tagen, wo sie an den Gräbern ihrer verstorbenen Lieben stehen, oder, was noch schmerzlicher ist, nicht einmal an ihren Gräbern stehen können, weil diese in Feindesland, in fremder Erde sich befinden. Bei ihrem Abschied hörte man die Krieger häufig ein Lied singen mit dem Refrain: „In der Heimat, in der Heimat — da gibt's ein Wiedersehen.“ Mögen auch viele nicht in diese armselige Heimat zurückkehren. Es ist ja nicht unsere dauernde, sondern nur eine vorübergehende Stätte; „einer zukünftigen wandern wir entgegen“ nach den Worten des Apostels. An uns ist es jetzt, dafür zu sorgen, daß auch wir diese zukünftige Stätte erreichen, damit in vollem Sinne zur Wahrheit wird:

„In der Heimat, in der Heimat —
Da gibt's ein Wiedersehen.“

Dankfest.

In der Diözese Fulda feiern wir heute das Erntedankfest. In diesem Jahre haben wir eine ganz besondere Veranlassung, dem lieben Herrgott herzlich zu danken. Der unvermeidliche Krieg ist ausgebrochen in einem Jahre, wo wir eine gute Ernte hatten. Diese gewährt uns Nahrung für ein Jahr und macht uns unabhängig von der überjenseitigen Zukunft, die uns England abschneiden könnte. Die Ernte war bis zum Kriegsbeginn, als die Männer fort mußten, größtenteils eingebracht; dazu kam ein so herrliches Erntewetter, daß selbst die wenigeren Leute schneller mit den Erntearbeiten fertig wurden als in manchen Jahren, wo es nicht an Arbeitskräften fehlte.

Schon sind unsere Felder wieder neu bestellt und wir brauchen nicht zu befürchten, daß sie von feindlichen Heeren zerstampft werden. Die Greuel des Krieges, von denen bisher (abgesehen von kleineren Teilen von Ostpreußen und Elsaß) unser Vaterland verschont geblieben ist, werden, so hoffen wir zuversichtlich, uns auch in Zukunft erspart bleiben. Ja, wenn uns in den Feldpostbriefen unserer Brüder, die im Feindeslande stehen, das unermeßliche Elend der armen Familien in jenen wehenden Frankreichs geschildert wird, wo jetzt schon monatelang die feindlichen Parteen sich gegenüberstehen, dann fällt's uns gewiß nicht schwer, am heutigen Sonntage ein herzliches Dankgebet zu Gott emporzusenden.

Gewiß hat der Krieg auch von uns viele Opfer gefordert. Die schwarzen Schleier und Trauerkleider, die man so zahlreich sieht, die verweinten Augen, die aus erstem Frauen- und Kinderamtlich so oft entgegenschauen, die vielen Verwundeten, die man in den Straßen der Städte mit verbundenen Gliedern oder in den Lazarettten sieht, sprechen davon laut und allen fühlbar. Aber das alles ist doch nicht zu vergleichen mit dem Elend jener armen Menschen, deren Häuser zerschossen, deren Figuren zerstampft, deren Hab und Gut in alle Winde zerstreut ist und die nun hungert und friert und obdachlos mit kleinen Kindern unstill und ständiger Lebensgefahr ausgesetzt umherirren und dabei noch dasselbe Herzeleid haben, daß der Sohn, der Vater, der Gatte, der Bruder im männermordenden Krieg gefallen sind oder noch fallen können.

Wahrlich wir dürfen uns nicht beklagen, zumal auch die Kriegslage für uns immer günstiger wird und wir auch von den gewöhnlichen Begleitumständen des Krieges — Hunger und Seuchen bisher verschont geblieben sind. Wir haben dagegen allen Grund, Gott dem Herrn von Herzen zu danken, daß er in das Herz unserer Soldaten einen solchen Mut und solchen Opfergeist gelegt und wach erhalten hat, daß sie für unser Vaterland, für Haus und Hof und Familie, der Zurückgebliebenen weiter kämpfen, bis mit dem „Te Deum laudamus“ des Dankfestes sich das „Herr Gott, dich loben wir“ des Siegesfestes vereinigt.